

Gegenwart zu steuern. Natürlich muß vermieden werden, daß eine ungezügelte Neuerungssucht noch größere Verwirrung in das Schulchaos trägt. Wo immer aber ernstes Verantwortungsbewußtsein und echte Verantwortungsfreudigkeit lebendig sind, da dürfte das Wagnis nicht zu groß sein. Eines ist jedenfalls sicher: in der Freiheit der lebendigen Kräfte der Bildner und Erzieher ruht das Schicksal der Schulreform und damit der Bildung des künftigen Geschlechtes.

Bemerkungen zur katholischen Literatur der Gegenwart

Von BERT HERZOG

Es gibt heute eine etwas seltsame Art von literarischen Mischlingen, die man als quasi-theologische Literatur in Romanform bezeichnen könnte. Sie pflegt eine wilde Theologie von durchaus unakademischer Tonart und sehr gewagter Ausdrucksweise und hat es fertiggebracht, nun die Literatur zu werden; jene nämlich, die man immer meint, wenn — in unseren Kreisen — von „katholischer Literatur“ die Rede ist. Diese modernen Romane, wenigstens jene, auf die es ankommt, die man diskutiert und kritisiert, die die Gemüter bewegen und die Geister erhitzen, sind weit entfernt von der temperierten Belletristik um die Jahrhundertwende und noch viel weiter von der schöngeistigen Literatur in dem Sinne, in dem das Wort gebraucht zu werden pflegte.

Zwar werden noch immer Romane geschrieben (um von den anderen Gattungen abzusehen), die der ästhetischen Feinschmeckerei etwas geben oder wenigstens versuchen, schlicht und nett zu unterhalten, und es sind nicht nur Journal- und Dutzendromane obskurer Herkunft und billiger Machart, sondern es sind auch so gediegene Werke darunter wie die präziöse Kleindichtung der Schnack und Timmermans, der Ruth Schaumann oder eines Francis Jammes. Aber sie sind nicht mehr bezeichnend für unsere Zeit. Obwohl man sie nicht missen möchte; denn im Raum dieser „schöngeistigen Literatur“ versammeln sich noch immer die Dichter, jene, die es wirklich sind, während im „Weltanschauungsroman“ doch mehr der Literat zum Worte kommt, der die aktuelle Problematik sucht, die Diskussion, die Auseinandersetzung, den Hirnkonflikt, die Wissensnot und die geistreiche Formel; und das sind Elemente, die zu den ästhetischen Kategorien nicht selten in der Diagonale stehen. Aber es ist nun eben so, wie es ist, und wir können die Poesie nicht kommandieren. Die „theologische Sezession“ in der katholischen Literatur ist Tatsache geworden und es hilft nichts, darüber zu lamentieren, daß diese Auch- und Quasitheologen von der literarischen Fakultät es nicht immer genau nehmen mit der Terminologie und noch gewichtigeren Dingen und auch schon reichlich Porzellan zerschlagen haben. Es gibt zwar theologisch Bewanderte unter diesen Romanciers, eine Gertrud

von Le Fort und Stefan Andres, um nur gerade diese zwei zu nennen; aber die meisten sind theologische Autodidakten, die allermeisten Konvertiten oder Revertiten, und das ergibt nun eine Spielart von Problemen, Angriffsweisen, Durchführungsformen und weltanschaulicher Abschattierung, die so kompliziert wie undurchschaubar bleibt. Wie weit das eigentlich katholische Element im Spiele ist, ist schwer zu sagen; denn es fließen hier weltanschauliche Wässerlein zu von allen Seiten: kalvinistische Einflüsse, chassidische Frömmigkeit, gallikanische Neigungen, lutherischer Glaubensgeist, und es ist, um es mit aller Vorsicht zu sagen, nicht alles so katholisch, wie es zu sein scheint. Aber eines ist sicher: diese Literatur ist von erstaunlicher Durchschlagskraft.

Denn die Romane, um die es sich handelt (ich meine natürlich nicht jeden Problem- und Weltanschauungsplunder, mit dem sich Autoren und ihre Verleger spreizen, sondern nur die alljährlich drei oder vier Neuen) werden gerade von jenen gelesen, die, von einer gewissen geistigen Regsamkeit, ihr geistliches Salz heute weniger von der Kanzel beziehen als eben von solchen Mischprodukten verschiedener Herkunft und verschiedenen Echtheitsgrades. Und nun bedenke man dieses: die Autoren dieser katholischen Problemromane, die Andres und Greene, die Le Fort und Langgässer, die Waugh und Ouwendijk, die Mauriac, Morel und Bernanos — alle diese hochbegabten Leute verstehen zu schreiben und sie haben es mit beängstigenden Dingen zu tun. Sie pflegen einen ätzenden Sarkasmus in der weltanschaulichen Diskussion wie Stefan Andres; oder sie bauen, technisch gesprochen, ihr „Herz aller Dinge“ auf einem Kriminalreißer auf wie Graham Greene; oder sie punktieren die religiösen Affekte wie Bernanos (und in gröberer Weise Morel) und reißen den Leser mitten hinein bis in die allerdelikatesten Zonen. Da ist nun doch klar: eine Stunde hinter solch einem Buch ist in der Wirkung nicht zu vergleichen mit dem müden Gähnen, das sich so oft in den Kirchen vor den Kanzeln zeigt. Denn in solchen Romanen pflegt das zur Sprache zu kommen, was sonst in der üblichen religiösen Literatur gerade nicht zur Sprache kommt. Da werden selbst die krassen Dinge beim Namen genannt. Da erfährt man vom verdeckten Antiklerikalismus sehr weiter Kreise selbst des katholischen Volkes; da wird fast ausschweifend über die schwierigen Probleme der echten und falschen (vor allem der falschen) Frömmigkeit geredet; da gibt es noch den „gut katholischen“ Pharisäer und den abgestandenen Christen in der bourgeoisen Schablone, da gibt es die konkreten Gewissensnöte zwischen Gnade und Freiheit eines Christenmenschen, zwischen der Sünde, dem Bösen, dem Glauben und Unglauben; und nichts ist zu heikel — es wird dennoch gesagt, ganz ohne akademisches Federlesen, und hin und wieder so derb und deutlich, daß ... nun, wer schon einmal gewisse Romane der Langgässer gelesen hat, wird wissen, was ich meine.

Das bedeutet: diese Romane wirken jetzt als Ventile. Der Druck im Innern ist gefährlich geworden. Man hat Dampf abzulassen. Und hier wird auch

der Kropf geleert. Man spricht sich aus, mit und ohne Imprimatur, streichelt mit der Linken und kratzt mit der Rechten und bedient sich ganz unbekümmert jener Kartätschen, mit denen schon Bloy immer lärmend gedroht hat. Man ist kraß im Stil, aber von robuster Offenheit und Angriffslust oder hat es in vertrackter Weise auf das Penible abgesehen oder auf moraltheologische Konternativfälle wie Stefan Andres in seiner Novelle: „Wir sind Utopia“. Diese ganze Literatur (von Ausnahmen abgesehen) lebt von der Zuspitzung, der Extremisierung, des Soweit-Spannens, bis fast der Bogen bricht. Sie lebt von der Konstruktion und dem raffinierten Ausklügeln abnormer Situationen. Sie hat es auch meist mit etwas abnormen Menschen zu tun; mit einer seelisch sehr gefährdeten Sorte von Labilen, mit den intellektuellen Nomaden der Großstadt, deren psychische Allergie jedem Druck nachzugeben scheint.

Da kann es denn nicht verwundern, daß diese Romane auch immer wieder an den Rändern der Häresie herumstreifen und in gefährliche Zonen geraten, und daß Meinungen vertreten werden, die jedem Theologen den Schweiß austreiben. Man versucht zwar hin und wieder ein klärendes Filter dazwischen zu schieben, aber meistens zu spät; denn — um ein Beispiel zu nennen — Graham Greenes sehr seltsame „Sündenmystik“ kam erst aufs publizistisch-theologische Tapet, als der Ruhm von Greene schon deutlich wieder im Abklingen war und das verdächtige Ding schon längst in den Händen der Leser in billigsten Rotationsdrucken allein in Deutschland in hunderttausend Exemplaren verbreitet wurde. Und da war die Chance verpaßt, die Diskussion noch zu beleben; denn das Interesse der Leser ist von sehr kurzer Dauer, und während man sich noch ein wenig aufgeregt über Greene unterhielt, war der Mann von der Straße schon wieder um ein paar Häuser weiter. Dasselbe geschah mit Andres. Seine Novelle „Wir sind Utopia“ kam 1942 heraus, aber erst um 1950 herum regte man sich, als ungefähr das 90. Tausend erschien und das Buch in jene Leserschicht hinuntersank, die geistig verblasen und ziemlich wahllos eben immer das liest, was alle Welt in der Hand hat, ohne nach dem Woher und Wohin zu fragen.

Aber nun keine Rede davon, daß ich nach einer Zensur rufen möchte, auch wenn es zur Zeit von Häresien wimmelt; denn es gibt in literarischen Dingen Häresien von sehr verschiedener Art. Es gibt echte, hinter denen die Überzeugung des Verfassers steht, und es gibt solche, die gewissermaßen zur Technik des Romans gehören; es kommt dann darauf an, von wem sie jeweils vertreten werden und in welchem Zusammenhang sie stehen. Klären heißt hier also nicht, apodiktische Urteile fällen und schlicht und simpel, wie auch schon geschehen, Kunst mit Moral verwechseln oder voreilig ein Jüngstes Gericht abhalten; sondern klären heißt, sich dort einschalten, wo ernsthafte und gewichtige Fragen aus dem theologischen Bereich in Romanen zutage treten, und ohne Zorn und Eifer die Fragen untersuchen. Denn es gibt in der modernen Literatur eine sozusagen „methodische Häresie“, die aufgebracht wird, um sie ad absurdum zu führen; es gibt eine

„Experimental-Häresie“, die dazu dienen muß, herauszufinden, wohin sie führt. Und dann gibt es die vielen Fälle der literarisch-theologischen Konsternation (vor allem im moraltheologischen Bereich), wo Grenzen abgetastet werden; wo das noch Zureichende und das nicht mehr Zureichende in Erwägung gezogen erscheint; wo die Situation so ist, daß zunächst einmal die Kasuistik einfach versagt (oder mindestens zu versagen scheint) und wo der Christ, zwischen dem Guten und Bösen schwebend, sich entscheiden muß und nicht entscheiden kann. Gewiß sind all diese Fälle ausgetiftelt und mit geradezu talmudischer Rabulistik zurechtpräpariert, aber durch die Kunst, mit der der Autor sie einführt, bekommen sie den Reiz des immerhin Möglichen und werden vom Leser als konkreter Fall erlebt. Darum weiß man nie, wohin das führt mit dieser „wilden“ Theologie in Romanform und was da in den Seelen aufgewühlt wird.

Diese Problemliteratur und Weltanschauungsdichtung ist nicht nur modern, weil sie heute geschrieben wird, sondern weil sie ihre Probleme und Fragen nicht abseits des Weges bezieht, sondern sozusagen aus der Luft; sonst hätte sie nicht Furore gemacht, sondern wäre so sang- und klanglos wieder in der Versenkung verschwunden wie jene auch vorhanden gewesene Säusler- und Wehleiterliteratur, die uns mit Fragen von gestern und vorgestern langweilte und ihre deutliche Abstammung aus der Moralschablone des 19. Jahrhunderts verriet. Das haben wir hinter uns (mehr oder weniger); was wir aber vor uns haben, ist nicht mehr „schönggeistiges Zeug“ in jenem manierierten und gezierten Sprachstil mit seinen Dünnpblütigkeiten (die sich komischerweise als „Poesie“ mißverstanden), sondern etwas, das viel eher auf die Nerven geht und es darauf abgesehen hat, uns hochzujagen, und das mit einer zähen Verbissenheit sich immer dort hineinzubohren versucht, wo das Unangenehme beginnt, das Peinliche, der Skandal. Schnaps-priester treten auf, Selbstmörder aus Liebe, abgefallene Mönche, schwachgewordene Frauen, stupide Kirchenvorstände mit ihrem geschäftstüchtigen Anhang, ehrbare Dirnen und sakrilegische Gewohnheitssünder, Psychopathen und Skrupulanten und das ganze Pandämonium der Lüstlinge nach Macht, nach politischer oder geistlicher Macht, vom Apostaten Moosthaler in Andres' Romantrilogie „Die Sintflut“ bis zur christlichen Komiteedame Brigitte Pian in Mauriacs Roman „La Pharisienne“. Eine unerfreuliche Gesellschaft; denn jeder einzelne von ihnen ist in irgendeiner Weise und meistens sogar sehr verdächtig. Es sind Leute, mit denen man nichts zu tun haben möchte, aber literarhistorisch gesehen haben sie ihren Stammbaum. Er ist weniger katholisch als außerkatholisch, aber es ist darauf hinzuweisen, daß jetzt im katholischen Romanbereich jene Figuren auftauchen (es sind nicht ganz dieselben, sondern Derivate von ihnen), die um die Jahrhundertwende und schon etwas vorher die naturalistische und nachnaturalistische Romanwelt zu bevölkern begannen: die Außenseiter und die Deklassierten, die Vorfahren der Knulp und Krull, die Vagabunden und wurzellos Gewordenen, die moralisch Dehilen oder von der Gesellschaft Ab-

geschoben. Diese Leute treiben sich jetzt in anderer Kostümierung bei uns herum und dementsprechend gestalten sich dann auch ein wenig die Probleme. Man wird das nicht übersehen dürfen. Es geht hier nicht nur um Nuancen, sondern um das ganze Klima, und so einfach, wie man sich das immer wieder vorzustellen scheint, ist es mit der katholischen Literatur von heute nicht. Sie glitzert in vielen Brechungen, und das Beiwort „katholisch“ sollte uns nicht dazu verführen, hier weniger aufmerksam und kritisch zu bleiben als anderswo. Denn gerade das „Katholische“ daran ist oft die unbestimmbare Größe.

Jenes Katholische nämlich, das sich angeblich von selbst versteht, das einfach da zu sein hat in gewohnter Weise und „nach altem Schrot und Korn“. Es ist durchaus nicht immer da oder doch sehr oft in entarteter Form als säkularisiertes Derivat der Bürgerwelt und deutlich vom Mißtrauen des Autors umschattet. Jenes Katholische, das — um nicht mißverstanden zu werden — hier nicht die Lehre ist, sondern eine bestimmte Art und Weise, also sozusagen ein Stil, die Lehre zu leben und Christ in der Kultur zu sein. Und damit etwas, in das man hineingeboren zu werden pflegt, das Generationen hinter sich hat und das in gewisser Weise auch Sitte und Brauchtum umfaßt, das ein Gewordenes und in seiner spezifischen Tönung sehr abendländisch ist. Wer von außen in dieses Katholische kommt, ist mit der Konversion noch nicht einfach darin und es braucht oft eine lange Zeit der Eingewöhnung; es ist hier wie mit einer fremden Sprache, die man zu lernen hat.

Das zeigt sich im Fall unserer Literatur zunächst einmal darin, daß sich die Probleme verändern. Es tauchen ganz andere Fragestellungen auf. Zum Teil sind es die typischen Konvertiten-Probleme, für die nun Lösungen gesucht werden; es sind Schwierigkeiten, auf die ein „geborener“ katholischer Verfasser kaum verfallen wäre, also Probleme, die nur entstehen, wenn die Lehre noch zu wenig seelischen Wurzelgrund hat, wenn zwar geglaubt wird, aber — wenn man das einmal zu sagen erlaubt — noch nicht aus dem „Blut“ heraus. Es ist auch bezeichnend, daß es noch nie so viele Konvertiten in Romanen gab wie heute. Sie tauchen immer wieder auf; denn Konvertiten schreiben Konvertiten-Romane und aus ihrer bestimmten Problemlage heraus. Es geht da meistens um Sünde und Freiheit, um die Gnade und das innere Wesen der Kirche, um sehr hochgelegene, theologisch schwierige Dinge, und je nach der weltanschaulichen Herkunft des Autors sind sie nach der jüdischen oder protestantischen Seite hin in einer gewissen Weise abgeschattigt. Bei der Le Fort spürt man immer wieder den hugenottischen Hintergrund, bei der Langgässer eine jüdische Grundströmung, bei Greene das Calvinistisch-Puritanische.

Revertiten dagegen haben es meist mit jenen zu tun, die auf dem Wege zurück sind, mit Apostaten oder Rebellen oder mit den wieder ganz anders gelagerten Fragen zwischen Laienschaft und Klerus, mit den Spannungen

und Zerrungen im innerkatholischen Bereich, mit all dem, mit dem es schon Bloy immer zu tun gehabt hat (abgesehen von seiner besonderen Art der Mystik). In diesem Feld liegen die Probleme von Morel und Andres, zum Teil die von Bernanos, Mauriac und Ouwendijk. Hier erscheinen die ungelüfteten Stuben, die Katholiken in der geistlichen Agonie, die abgestandenen Christen in der Schablone, die zwar noch praktizieren, aber nicht eigentlich glauben. Hier wird das Deformiert-Katholische beleuchtet, hier ist Abstand genommen, hier wird kritisiert und reformiert.

Aber alle diese Gestalten sind irgendwie kritisch und in der Krise, in irgendeiner Art von Übergang und Gefahr. Man würde vergeblich nach jenen „prächtigen Pfarrherren“ suchen, nach jenen fraglos braven und tüchtigen Hauserinnen, nach jenen religiös problemlosen Figuren aus dem katholischen Vorrat Heinrich Federers (um diesen für alle anderen zu nennen). Es gibt sie nicht mehr in den neuen Romanen; denn diese Menschen (von den „Abgestandenen“ abgesehen, bei denen mehr als Menetekel der Verfall gezeigt wird) haben es außerordentlich schwer mit ihrem Glauben, und so behaglich und fraglos richtig ist ihre geistliche Welt nicht mehr.

Das alles muß man bedenken, um zu verstehen, was damit gesagt sein soll: das „Katholische“ in diesen neuen Romanen ist oft die unbestimmbare Größe. Als Lehre ist es da (die Grenzfälle ausgenommen wie bei den früheren Werken von Andres), aber nicht mehr als gesicherter Bezirk. Bezeichnenderweise sind es fast ausschließlich Stadtmenschen (wenn man von den Romanen von Bernanos hier absieht, die ihre ganz eigene Zone bestreichen). Es ist eine bestimmte Schicht von wurzelschwach Gewordenen, von Asphaltproblematikern und Kinderlosen, von fluktuierenden Gestalten, vielfach ohne Heim und Wohnsitz, Familie und Blutzusammenhang. Das bäuerliche Land ist wie verschwunden, und damit ist der Rahmen zer schlagen, der das „Katholische“ als „Stil“ und „Welt“ und „Atmosphäre“ zusammenhielt. Das Katholische in der modernen Großstadt hat weder Stil noch Welt noch Atmosphäre und ist keine Sache der Gemeinschaft mehr, sondern eine des Individuums geworden, durchaus nach innen verlegt und irgendwie ohne Kontur, etwas Schwebendes, etwas, das sich verändert, das anders wird und die alte Gestalt verliert. Diese „neuen“ Katholiken sind nicht mehr eingesenkt in eine intakte katholische Welt, sondern aus der Tradition geraten und selbst unter Glaubensbrüdern zum Sterben einsam, allein mit sich und ihren Schwierigkeiten, abgesondert und wie in eine Wolke gehüllt. Und gerade damit werden sie nicht fertig, werfen sich fiebrig auf Gott, drängen sich hungrig immer tiefer in die Kirche hinein und finden selten, was sie suchten. Viele zerschellen an der Kluft zwischen Theorie und Praxis, viele geraten in den luftleeren Raum einer hektisch erzwungenen Spiritualität und reden dann gewissermaßen mit einer geistlichen Fistelstimme, viele (es sind die Typen von Stefan Andres) wühlen ewig redend und zerredend in ihren Affekten und zerfasern ihre seelischen Nöte auf der intellektuellen Seite.

Von einer „katholischen“ Literatur im gewohnten und gewesenen Sinn ist also kaum mehr zu reden. Und das ist immerhin ein Sachverhalt, den es zu bedenken gilt. Man muß zum voraus auf viele Schablonen verzichten, wenn man dieser neuen Literatur gerecht werden will, aus der ein neuer Typus Katholik aufsteigt, ein ungewohnter, etwas aufreizender, nicht immer deutlich und hin und wieder auch verzerrt, aber von einer zunehmend bestimmter werdenden geistlichen Physiognomie.

Doch das sind Dinge, über die man noch kaum zu schreiben wagt.

Moderne Sonnenforschung

Von WINFRIED PETRI

Im biblischen Schöpfungsbericht werden Sonne und Mond als die beiden „großen Leuchten“ dem Heer der übrigen Sterne gegenübergestellt. Freilich wußte man schon im Altertum, daß der Mond kleiner ist als manch andere Himmelskörper. Dennoch heißt er mit Recht „groß“: *non tamen quantitate quam efficacia et virtute* — wegen seiner Wirksamkeit und Kraft. Diese Antwort des heiligen Thomas von Aquin (S. Th. p. I. qu. 70 ad V.) trifft nicht minder auch auf die Sonne zu, die von den Astronomen als „gelber Zwerg“ klassifiziert wird. Zwar bezeichnet das Wort „Zwerg“ hier nicht eine abnorme Kleinheit; es dient lediglich der Unterscheidung vom Typ der an sich recht seltenen Riesensterne. Die Stellarstatistik lehrt, daß es viel mehr schwächere Sterne gibt als solche, die die Sonne an Leuchtkraft und äußeren Abmessungen übertreffen. Immerhin muß man sagen, daß die Sonne kein besonders hervorragendes Gestirn unter den rund 100 Milliarden Sternen unseres Milchstraßensystems darstellt. Doch auch wenn sie nur ein gutes Durchschnittsexemplar ihrer Gattung ist, bleibt sie für die Erdbewohner stets das *luminare majus* (Gen. 1, 16). Sie ist nicht nur die Quelle jenes Stromes von Licht und Wärme, dem wir die Erhaltung des natürlichen Lebens auf unserm Planeten verdanken, sondern sie ist außerdem auch die hauptsächliche Quelle unseres Wissens von der Beschaffenheit eines Sterns und den mannigfachen Wirkungen, die von ihm ausgehen. Das liegt in ihrer Nähe begründet, die Einzelheiten erkennen läßt, wie man sie bei anderen selbstleuchtenden Himmelskörpern niemals wird beobachten können. Seit einem knappen Menschenalter fließt diese Quelle der Erkenntnis besonders reichlich; denn durch bedeutende Leistungen der theoretischen Physik und der Beobachtungskunst im Rahmen einer erdumspannenden internationalen Zusammenarbeit ist die Sonnenforschung eine Hauptaufgabe der Astrophysiker in aller Welt geworden. Der Aufbau eines Netzes moderner Sonnenobservatorien wurde beflügelt durch die Entdeckung der ungeahnten praktischen Bedeutung, die gewissen unsichtbaren Ausstrahlungen der Sonne zukommt. So hat sich die Lehre von den solar-terrestrischen Beziehungen —